

gebrochenen Kraft und Hoheit, in dem ganzen Ernst ihrer Forderung, in dem Zauber ihrer seligen Geheimnisse vor unsere Seelen träten. Die Mystiker selbst müßten uns wieder lebendig werden. Zwar nicht alles in ihrem Leben spricht uns gleich an oder ist auch in gleichem Sinne allgemeinbedeutend. Da braucht es feinen Takt, geschichtlichen, psychologischen und nicht zuletzt religiösen Takt, um das bleibend Wertvolle aus dem persönlich und zeitgeschichtlich Bedingten herauszuheben.

Die Wallfahrten des Schwabenlandes zum Grabe der seligen Betha sollten auch die Katholiken von ganz Deutschland, denen die religiösen Güter des Volkes teuer sind, zu einer geistigen Wallfahrt in die Vorzeit aufrufen, von der uns der große religiöse Bruch des 16. Jahrhunderts fast getrennt hat. Auch wir Katholiken haben einen Bruch erlitten. Wir wissen gar nicht, was wir an geistigen Gütern eingebüßt haben. Wir müssen wieder an die besten Überlieferungen anknüpfen. Die selige Betha mag uns Führerin sein¹.

Ernst Böminghaus S. J.

„Kulturbilogie“.

Dem Probleme der Volksaufklärung schenkt man heute wieder mit Recht große Beachtung. Zahlreiche Fragen sind da noch ungelöst und verdienen die Aufmerksamkeit aller derer, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt. Das gilt vor allem auch bezüglich der Bibliotheken, die es sich zur Aufgabe machen, einem größeren Kreise die Ergebnisse der modernen Wissenschaft näher zu bringen, seien es Volks-, Schüler- oder Lehrerbüchereien. Wie viele der dort untergebrachten Bücher dienen wirklich der Volksaufklärung? Wir wollen da von der belletristischen Literatur ganz absehen. Wenn wir uns auf die mit dem Scheine der Wissenschaft auftretenden Bücher beschränken, wie viele von ihnen dienen wirklich dem Zwecke, für den sie angeschafft wurden? Was dort als letztes Resultat der Wissenschaft hingestellt wird, ist oft nichts anderes als eine ganz einseitige phantastische Darlegung, die vor der ernsten Forschung nicht standhalten kann. Die Ziele der Schreiber vieler dieser Schriften sind nicht so sehr, einen Einblick in den

¹ In einem Überblick über mythische Strömungen der Gegenwart erwartet man vielleicht ein Wort über das vielberufene Kreuzifix von Simpias und seine Wundererscheinungen. Doch gehört das nicht zu unserer Aufgabe. Die Vorfälle von Simpias — so wie sie vor der nun erst beginnenden kirchlichen Erhebung bestehen — würden als Visionen anzusprechen sein. Visionen aber und alle ähnlichen außerordentlichen Dinge haben für die Mystik nur untergeordneten Belang. Ihr Wesen und ihre Würde beruht einzig auf der Liebesvereinigung mit Gott. Mythische Gnaden sind in erster Linie Gebetsgnaden. — Über die Ereignisse von Simpias berichtet in ziemlicher Vollständigkeit das besonnen geschriebene Büchlein von Prof. Dr. Freih. v. Kleist: „Auffallende Ereignisse an dem Christusbild von Simpias im Jahre 1919“ (Kirnach-Billingen 1920, Waisenanstalt). Man wird es nicht pietätlos nennen, wenn man auch nach der Befugnis dieser Schrift sein Urteil noch zurückhält. Warten wir das kirchliche Urteil ab.

wirklichen Stand der heutigen Wissenschaft zu geben, als vielmehr unter dem Scheine der Wissenschaftlichkeit philosophische und religionswissenschaftliche Ideen, die dem Christentum entgegenstehen, an den Mann zu bringen. Daß viele der populären Schriftsteller in der wissenschaftlichen Welt nicht ernst genommen werden, ist natürlich den Lesern nicht bekannt. Zu einer wissenschaftlichen Nachprüfung fehlt ihnen die nötige Grundlage und allgemeine Bildung. Dazu sind viele dieser Bücher in einer glänzenden Sprache geschrieben und treten mit einer Sicherheit auf, die den unerfahrenen Leser verblüffen muß. Da ist es nicht zu verwundern, wenn sich viele verführen lassen und ungeprüft das als neuestes und endgültiges Ergebnis der Wissenschaft annehmen, was in einigen Jahren wieder als rückständig verworfen werden wird. Wenn es sich nur um wissenschaftliche Erkenntnisse handelte, wäre die Sache zwar bedauerlich genug, aber man könnte sich vielleicht noch mit ihr abfinden. Tatsächlich handelt es sich aber um Fragen, die für das Wohl und Wehe des einzelnen und der Gesamtheit von viel weitertragender Bedeutung sind. Hier ist es Aufgabe der Leiter unserer öffentlichen Bibliotheken, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Strenge die Auswahl zu treffen und nur das zuzulassen, was wirklich zum Besten unseres Volkes ist, namentlich in unserer Zeit, in der uns eine Erhebung aus den Tiefen, in die uns die ungläubige Weltanschauung gebracht hat, so dringend nottut.

Ein Beispiel, wie solche für den größeren Kreis der Gebildeten bestimmte Schriften nicht sein sollten, ist das neueste Buch des Münchener Biologen Raoul H. Francé, das er unter dem Titel: „München. Die Lebensgesetze einer Stadt“ (München 1920, H. Bruckmann) herausgegeben hat. Diese Schrift hat zwar zunächst nur Interesse für die Bewohner der Hauptstadt Bayerns, aber der Verfasser hofft, daß sie weit über die Bedeutung eines Stadtbildes hinausreichen wird; an der Hand der Geschichte Münchens will er eine neue Wissenschaft begründen, die „Kulturbiologie“, die es ermöglichen soll, das historisch Geschehene zu verstehen, während man bisher es nur festgestellt habe. Mit dem Selbstbewußtsein, das vielen dieser wissenschaftlichen Popularisatoren eigen ist, schreibt er: Diese neue Wissenschaft „verankert jede Ausdrucksform des Lebens der Gegenwart in dem Gesamtkomplex der Welt, stellt daher das Fragwürdige, Problematische auf die festeste Unterlage, die es gibt; sie allein befreit die Frage der kulturellen Entwicklung von dem Gespinnst leerer, schönrednerischer ‚Intuitionen‘, unter denen man sich bisher aus Verlegenheit, wo man sie anpacken soll, vergraben hat. Von jetzt ab ist eine klare, unverrückbare, ernst kritische Methode gegeben, um eine kulturelle Erscheinung wirklich ursächlich zu erforschen und zu werten“ (S. 7).

Der Grundgedanke der „Kulturbiologie“ ist die „große, welt- und kulturumgestaltende Wahrheit“, daß die Kulturgesetze nichts anderes sind als die, welche auch die anorganische und niedere Welt regieren. Es handelt sich nicht um eine gewisse Analogie, die sich vielleicht in mancher Beziehung konstruieren ließe, sondern um vollständige Identität, wie der Verfasser wiederholt klar sagt. Das Endergebnis seiner Darlegungen faßt er in die Worte zusammen: „Eingeordnet war auch der Mensch in das Gesetz als ein Glied. . . Riesengroß steigt dadurch

und zwingend ein Gedanke empor: als sei hier endlich die von den Jahrhunderten so heiß gesuchte Regelung seiner Stellung zur Welt gefunden: die große und letzte Frage, die im tiefsten Grunde das innerste Problem aller Philosophien und eigentlich auch das ihrer feindlichen Schwester, der Religion, ist. Woher komme ich? Was bin ich? Wohin gehe ich?" (271.) „Eine neue Kulturwissenschaft ist damit geschaffen, deren erste Leistung hier vorliegt. Aber viel mehr als das: jene, in namenlosen Schmerzen von der Menschheit gesuchte Harmonie mit dem Unendlichen, um deren Suchen die Edelsten unseres Geschlechtes ihr Herzblut hingaben, endlich liegt sie in greifbarer Nähe, ja sie ist von jedem erreicht, dem die endlose Kette der hier geschmiedeten Beweise aus dem ganzen Bereich der Natur und Kultur die Überzeugung beibrachte, durch sie demütig und zugleich stolz eingeordnet zu sein in den Ring des Seins, der ewig glänzt, weil er sich, geheimnisvoll warum, aber durch ein Gesetz bestimmt, auf ewig dreht" (332).

Worin besteht die „endlose Kette der hier geschmiedeten Beweise“? Was der Verfasser über die geologischen Gesetze und die Pflanzen- und Tierbesiedelung des Münchener Bodens sagt, wollen wir nicht weiter kritisieren. Nur sei bemerkt, daß auch der Nichtfachmann sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß Francé zu jenen Schriftstellern gehört, die zwar beständig von der „objektiven“ Wissenschaft reden, aber tatsächlich nicht die Theorien aus den Tatsachen herausholen, sondern vorgefaßte Ideen in die Tatsachen hineinlesen. Darum „klappt“ auch alles scheinbar so wundervoll. Die ernste Wissenschaft ist bescheidener und weiß mehr von dem Worte eines ihrer Größten, daß wir von den meisten Dingen eigentlich nichts wissen.

Wichtiger ist für uns die Frage: Wie beweist Francé, daß der Mensch sich reflexlos in die Gesetze der niedern Welt einordnet und ihnen voll und ganz untergeordnet ist? Das ist doch nur möglich, wenn der Mensch reflexlos der niedern Welt gleichgesetzt wird, wenn man alles abstreicht, was übersinnlich, intellektuell ist, was das Gebiet der menschlichen Freiheit und seiner in der Religion zum Ausdruck kommenden Gottähnlichkeit entspricht. Daher ist es für Francé klar, daß der Mensch nur ein Entwicklungsprodukt des Tieres ist. Die Art und Weise, in der der Verfasser den Beweis hierfür führt, ist charakteristisch für Schriftsteller dieser Art. Da heißt es: „Alle Denkweise macht es sich so leicht, zu sagen: Der Mensch erschien eines Tages auf Erden, durch einen Willkürakt hervorgerufen, auf immer und von je anders als die Natur, von ihr getrennt durch seine Kultur und Sprache. Neue Einsicht legt lächelnd diese harmlose Willkürlichkeit des Denkens zu den vielen abgestreiften Schalen und ist sich klar darüber, daß nichts anderes über den Prozeß der Menschwerdung entscheidet als die Möglichkeit, die Ähnlichkeit der ausschlaggebenden Merkmale“ auch in der Lücke zwischen Großsäugern und einfachsten Menschen festzustellen.“ Spielend glaubt er das große Problem lösen zu können. Der Verstand ist ihm nichts anderes als eine „eigentümliche Harmonie der Sinnesleistungen“. Von der großen Literatur, die sich an die Frage nach dem Unterschied zwischen Verstand

und Instinkt namentlich seit den zahlreichen gründlichen Arbeiten Wasmanns abgeschlossen hat, scheint der Verfasser nichts zu wissen. Mit ein paar nichts sagenden Sätzen ist er mit diesem grundlegenden Problem fertig. Und ebenso schnell löst er die weitere Frage, wie diese eigentümliche Harmonie der Sinnesleistungen sich gebildet hat: Eine kletternde Lebensweise allein ist es, was aus dem Tiere den Menschen gemacht hat. Beim Klettern braucht man alle Sinne gleichzeitig, und so hat sich die Harmonie herausgebildet. Es ist sonderbar, daß die Wissenschaft diese einfache Lösung eines der schwersten Probleme bis heute noch nicht gefunden hat.

Mit derselben Oberflächlichkeit wird die Identität der Kulturgesetze mit den Gesetzen der übrigen Natur nachzuweisen versucht. Wahres und Falsches wird durcheinandergemengt und leichtfertig Schlüsse gezogen, die weit über die Prämissen hinauschießen. Die Beweisführung ist folgende: Der Mensch hängt ähnlich wie die Tierwelt und Pflanzenwelt in vielfacher Beziehung von den Gesetzen ab, die der geologische Untergrund, die klimatischen Verhältnisse u. dgl. bedingen. Also besteht vollständige Identität zwischen den Kulturgesetzen und den Naturgesetzen. Also — diesen Gedanken spricht der Verfasser hier nicht aus, hat es aber anderswo getan — ist der Monismus die einzig berechtigte Weltanschauung.

Daß der Mensch von seinem Milieu abhängig ist, wird wohl niemand leugnen wollen, daß auch auf engem Raume die Gesetze des Bodens eine große Bedeutung haben, weiß jeder, der z. B. in Indien sich mit ethnologischen Fragen beschäftigt hat. Wir wollen auch gern anerkennen, daß es ein Verdienst Francés ist, das an einem Beispiel einer deutschen Ansiedlung näher nachgewiesen zu haben. Aber das ist etwas ganz anderes, als was er eigentlich beweisen will. Seine Schlüsse gehen weit über seine Beweise hinaus. Der Mensch steht an der Grenze zweier Welten, der sichtbaren und unsichtbaren, der diesseitigen und der jenseitigen, der nur stofflichen und der rein geistigen. Der nur stofflichen Natur nach unterliegt er den Gesetzen, die auch die übrige stoffliche Natur beherrschen. Aber seiner geistigen Natur nach ragt er weit über das Stoffliche hinaus. Da Geist und Materie im Menschen zu einer natürlichen Einheit verbunden sind, besteht auch eine gewisse Abhängigkeit des Geistigen vom Materiellen. Bezüglich des Erkennens haben die alten Philosophen, nicht erst Locke, wie Francé meint, den Satz aufgestellt, daß nichts im Verstande sein könne, was nicht vorher in irgendeiner Form in den Sinnen gewesen ist. Eine ähnliche Abhängigkeit besteht bezüglich der Akte des geistigen Strebevermögens. Mit tausend Fäden ist auch der höhere Mensch an die sichtbare Welt geknüpft, die ihn ziehen und leiten, oft mit seinem Bewußtsein und oft ohne daß er es ahnt. Daß man diesen Einflüssen wissenschaftlich nachgeht, wird jeder mit Freuden begrüßen. Aber dabei bleibt die Tatsache bestehen, daß die geistige Welt, der Verstand mit seiner Erkenntnis des Absoluten, der Wille und seine Freiheit, ihre eigenen Gesetze haben, die vielleicht eine vage Analogie mit den Gesetzen der materiellen Welt erkennen lassen, aber weit von einer Identität mit ihnen entfernt sind. Der Monismus macht sich die Sache sehr leicht; die alte Wissenschaft ging ernster an das Problem.

Daß ein Zug der Einheit durch die Natur geht, haben scholastische Philosophen längst erkannt. Vor einigen Jahren haben diese Blätter einen noch heute lesenswerten Artikel aus der Feder unseres Mitarbeiters Demoffe gebracht¹, der zeigte, wie die christliche Philosophie aus der „Einheit“ der Welt auf das Dasein Gottes schloß. Jeder Nachweis einer Einheit in den Gesetzen der Welt ist nur ein neues Argument für das Dasein eines unendlichen Schöpfers. Aber die Einheit muß wirklich bestehen, und nicht nur ein Phantasieprodukt ihres Entdeckers sein.

Heinrich Siery S. J.

Fremdwörterhaß und Fremdvölkerhaß.

Das Wort ist 1918 von Leo Spitzer (Wien) geprägt worden. Und es trifft die Sache.

Unsere Muttersprache von entbehrlichen Fremdwörtern reinigen, weil wir ein gleichwertiges und wohlklingendes deutsches Wort für die Sache haben, ist ein gutes Unternehmen. Auch organische Neubildungen, die Sprachreinigung und Sprachbereicherung zugleich sind, müssen begrüßt werden. Manch guten Ausdruck, dessen künstliche Entstehung nicht mehr empfunden wird, verdanken wir Joachim Hermann Campe (1746—1818); z. B. Festland für Kontinent, Zartgefühl für Delikatesse, Stelldichein für Rendezvous. Eine glückliche Hand hatte Generalpostmeister Stephan, der u. a. poste restante durch postlagernd, rekommandiert durch eingeschrieben ersetzte. Auch der deutsche Sprachverein hat sich in den bald 25 Jahren seines Bestehens unbestreitbare Verdienste um unsere Muttersprache erworben.

Indes ist der Kampf gegen das Fremdwort nicht immer der Gefahr des Übereifers entgangen. Schon früher wurde mancherlei Widerspruch laut. Neuerdings klagte Max J. Friedländer in der „Deutschen Rundschau“ (45 [1919] 301) über bedenkliche Anmaßung. Und Leo Spitzer, dem die „Historisch-politischen Blätter“ sich anschließen (166 [1920] 727), wendet sich gegen engherzigen Nationalismus, gegen einen Fremdwörterhaß, der nationalem Haß entspringt.

Fremdwörter um jeden Preis ausmerzen wollen, eben nur weil sie einer fremden Sprache entstammen, weil man in ihnen den nationalen Feind haßt, das ist Geistesarmut und Sprachverarmung. Vor allem muß gegen den Nationalhaß als Beweggrund Einspruch erhoben werden. Aber auch gegen die Verkümmern an Wohlklang, Sinn und Gefühlstönen, die unserem Wortschatz droht. Warum an Stelle eines wohlklingenden Fremdwortes eine deutsche Neubildung setzen, die hart und schlecht klingt? Manches Fremdwort ist überhaupt nicht zu übersetzen; recht verstanden, decken sich ja zwei Wörter nie vollständig. Gewöhnlich wendet sich das Fremdwort so scharf umrissen und spezifizierend an den Verstand, daß ein deutscher Ersatz langatmige Umschreibung nötig hätte. Das deutsche Wort dagegen ist oft vieldeutig, reicher an Bildhaftigkeit und Gefühlston. Der Gebildete, der Denker und Wissenschaftler, der Sprachkünstler kann manche Fremd-

¹ Siehe diese Zeitschrift.